

Quarantäne

Lunge, komm bald wieder

Das Land diskutiert darüber, wie die Corona-Maßnahmen gelockert werden können. Unserem Autor bringt das nichts: Er ist Mitte 30 und gehört zur Hochrisikogruppe.

Von **Moritz Herrmann**, Hamburg

17. April 2020, 17:19 Uhr / [27 Kommentare](#) / 

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN



"Man gewöhnt sich an alles, auch an die Angst", schreibt unser Autor.

© Russ Rohde/Getty Images

Als die Redaktion mich gefragt hat, ob ich über mich und meine Lunge und darüber schreiben mag, wie wir unsere gemeinsame Zeit in der Isolation verbringen, habe ich gern zugesagt. Ich darf nicht mehr aus dem Haus, bin mithin für jeden Auftrag dankbar. Kein Problem, dachte ich auch, ich habe schon viele Texte aus der Ich-Perspektive geschrieben, ich mag die Form. Aber jetzt sitze ich hier und wringe mir die Sätze aus dem Kopf. Schreibe, wie ich huste: verkrampft, genervt und hadernd. Wobei, husten klappt ganz gut, schreiben nicht so. Es ist also ein Unterschied, ob man aus der Ich-Perspektive schreibt oder über sich selbst. Und überhaupt, was weiß ich denn von meiner Lunge?

Meine Lunge hat einen Durchmesser von 13,7 Zentimeter und eine Länge von 23 Zentimeter. Meine Lunge war nicht immer ein Problem, ich habe Fußball gespielt, gekifft und getrunken. Ich war so ein richtig peinlicher Partyraucher. Ich hatte Lungenentzündungen, die erste mit 16 Jahren, die achte vor vier Jahren. Meine Lunge sieht auf den hochauflösenden Computertomografien des Thorax aus wie ein Action-Painting von

Jackson Pollock. Hunderte weißer Linien auf schwarzem Grund, das sind die dauerentzündeten Bronchien. Meine Lunge ist ätiologisch heterogen erkrankt, das klingt doch gut. Meine Lunge ist registriert im deutschen Lungenregister. Meine Lunge gibt sich Mühe, meine Lunge ist mein Freund. Meine Lunge funktioniert nicht, meine Lunge ist mein Feind.

Angela Merkel hat zu Beginn der Pandemie immer von den Alten und Vorerkrankten gesprochen, die es zu schützen gelte, das gefiel mir. Mittlerweile sagt sie: Alte und Schwache. Schwach klingt nach Bettlägerigkeit, Wadenwickeln oder Ohnmacht bei *Germany's Next Topmodel*. Schwach klingt, als könne ich mich nicht schützen. Aber genau das mache ich seit sechs Wochen – oder sind es schon Monate? Die Zeit vergeht schnell und langsam zugleich.

Ich habe Asthma, eine Atemwegsverengung, Stauballergie. Damit wäre ich für die Risikogruppe hinreichend qualifiziert. Als im Dezember eine chronische Lungenkrankheit hinzu kam, wurde es befundstechnisch langsam unübersichtlich. Mein Pneumologe – ich sage mein Pneumologe, weil das schön kokett nach Privatarzt klingt, nach Thomas Mann und *Zauberberg* – erklärte, ich hätte eine seltene Disposition, leider unumkehrbar, aber bei gewissenhafter Anwendung von Tabletten, Inhalatoren, Antibiotika, Atemtherapien und Geräten stünde einem fast normalen Leben nichts im Wege. Ich erinnere mich auch, wie ich ihm nicht recht folgen konnte, weil ich auf seinen Arztkittelsaum starren musste, den vier Blutflecke, symmetrisch zueinander angeordnet, besudelten. Abschließend fragte mein Pneumologe: Fragen, Herr Herrmann? Sie haben Blut am Kittel, sehen Sie, ganz unten, sagte ich.

Ich habe mich zu Corona verhalten, wie ich mich immer verhalte, wenn es unangenehm zu werden droht: erst Sichlustigmachen, dann Verdrängung, am Ende Angst. Meine Freundin war schneller, die hatte sofort Angst. Wir waren im Februar auf Mallorca. Die Insel lag in der Sonne, die Mandeln blühten, es war schön. Wir wollten in diesem Urlaub über meine Lunge sprechen, einen gesunden Umgang mit der Krankheit finden. Aber dann gingen die Zeitungen mit den Schlagzeilen zu Corona über, Italien schien alsbald verheert. Wir beugten uns über die Fotos der leeren Plätze in Rom und Mailand, dumpf brütend, was das für uns – und mich – bedeuten möge gemäß dem Falle, das Virus käme nach Deutschland. Als wir in Hamburg landeten, war es schon in Bayern, ein paar Tage später in der Stadt. Mit ihm kam auch bei mir die Angst.

Der Feind ist dort draußen

Eine diffuse Angst ist das, die nur manchmal konkret wird. Der Feind ist dort draußen, glaube ich, wenn ich in meinem Erker sitze und auf die Straße spähe. Anfangs haben wir unsere Tochter noch in die Kita geschickt, vor dem Lockdown. Ich hatte dann immer Angst, sie zu umarmen, und habe mich im nächsten Moment für den Gedanken verachtet und sie umso fester gedrückt. Emotional wird es herausfordernd, wenn man das eigene Kind beäugt, als wolle es einen infizieren. Ich war froh, als die Stadt die Kitas, Schulen und

schließlich das Leben geschlossen hat. Als mein Arzt mir untersagt hat, aus dem Haus zu gehen. Nicht mehr in den Park, nicht mehr in den Supermarkt. Für mich gelten nicht zwei, sondern 200 Meter Abstandspflicht, hat er gesagt.

Viele Menschen erleben offenbar unfassbare Kreativschübe im zwangsverordneten Lockdown. Sie lesen die dicken Bücher aus dem Regal, lernen Sprachen und Instrumente, sie nehmen Podcasts auf, programmieren und stählen ihre Körper im Pilates. Ich gehöre zur Fraktion der Phlegmatiker. Ich finde, man muss nicht aus jeder Not eine Tugend machen. Not darf auch mal nur Not sein. Ich bin folglich zufrieden, wenn ich nicht über Gebühr verzweifele, dann ist mein Tagessoll erfüllt. Alles andere ist Bonus. Wenn ich einen Artikel zu Ende bringe oder überhaupt eine Idee für einen habe. Wenn sich mein Husten in Maßen hält, wenn ich nicht würgen muss, weil ich, am Sputum vorbei, keine Luft kriege. Wenn ich abends meiner Tochter am Bett eine Gutenachtgeschichte vorlese und sie dann fragt: Morgen wird wieder ein ganz toller Tag, oder, Papa? Natürlich wird morgen ein toller Tag, Süße. Und nun mach die Augen zu.

Es war nicht einfach, ihr zu erklären, warum sie nicht mehr aus dem Haus darf. Wir haben von "der Krankheit" gesprochen, davon, dass ganz viele Leute krank seien und wir doch nicht krank werden wollen. Das ist vermutlich pädagogisch bedenklich, hat aber funktioniert. Für unsere Tochter ist die Isolation ein Spiel. Wenn ein Tag wieder ein ganz toller Tag geworden ist, dann hat sie gewonnen, wobei mir immer noch nicht ersichtlich ist, welche Kriterien sie dafür anlegt. Offenbar reicht es, dass wir da sind, spielen und uns lieben. Wenn ich abends mein sechszehntiges Natriumchlorid inhaliere über eine Maske, die aussieht wie die von Bane bei *Batman*, findet unsere Tochter das nicht verwunderlich, sie will dann auch inhalieren. Ich benutze ein Gerät, das Flutter genannt wird und meine Bronchien zum Schwingen bringt, damit ich den Schleim abhusten kann. Die Flutter sieht aus wie ein alter Telefonhörer. Meine Tochter tut bisweilen so, als würde sie damit ihre Kita-Freunde anrufen. Seid ihr auch zu Hause, wegen der Krankheit? Und die Freunde, sie antworten mit der verstellten Stimme meiner Tochter: Ja, wir wollen nicht krank werden. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll.

Draußen gibt es die Rituale des normalen Lebens noch, aber sie sind hohl geworden. Ich beobachte das von meinem Erker aus, ein Anthropologe der Einsamkeit. Jeden Abend fährt der Eiswaagen in unserer Straße vor und schellt seine Glocke. Jeden Abend hoffe ich, es möge sich endlich jemand erbarmen und eine Kugel reichen lassen durch das Fenster, aus dem sich der Livotto-Mann beugt, das Kopfsteinpflaster entlangspähend, im Gesicht sein entsetztes Staunen. Wenn ich könnte, hätte ich längst seine ganze Truhe aufgekauft, einfach aus Prinzip. Ich sehe aus meinem Erker, wie er in einer schmalen Kehre parkt und wartet und nach fünf oder sechs Minuten, in denen nichts passiert, davonfährt. Die Glocke wird leiser und vom Klinker verschluckt.

Wenn mir langweilig wird, trainiere ich die Vokabeln, die mir wie eine zweite Sprache geworden sind. Pneumonieprophylaxe, protrahierte Rekonvaleszenz, Mukoziliäre Clearance. Ich bin Mitglied einer Beratungsgruppe übers Husten, ich habe an drei Umfragen zu meiner

Krankheit teilgenommen. Ich weiß nun, dass es eine Atemwegsliga gibt, eine Patientenliga der Atemwegserkrankungen und auch die European Lung Foundation. In Hannover kommen Leute wie ich gar an einem Stammtisch zusammen, aber da war ich noch nicht. Ich finde die Idee allzu betrüblich, einen ganzen Abend über Luftbefeuchter und tracheoösophagale Fisteln zu reden. Ich war aber gemeldet für das Symposium-Lunge 2020 in Hattingen an der Ruhr (750 Parkplätze, striktes Rauch- und Dampfverbot, kostenlose Befüllung von Flüssigsauerstoff-Mobilgeräten im Zelt gegenüber des Kongressbüros). Das Treffen wurde vor einigen Tagen abgesagt, wegen des Virus. Verdammtes Virus.

Ist das noch mein Husten oder schon Corona?

Man kommt seinetwegen der Welt abhanden und dann sich selbst. Die permanente Innenschau der Isolation, die Übersteigerung normaler Lässlichkeiten zu definitiven Anzeichen für das Virus. Ist das noch mein Husten oder schon Corona? Darf es mir überhaupt so gut gehen, wie es mir geht? Geht es anderen nicht viel schlechter? Ich bin nicht ans Bett gefesselt. Ich huste bloß oft und habe Schmerzen in der Brust. Ich habe eitrigen Auswurf. Das wollten Sie nicht wissen? Verzeihung.

Man kann auch in der Dreisamkeit vereinsamen. Manchmal, nach langen Tagen, werden die Worte rar und die Unterhaltungen dürr. Jeder hängt seinen Gedanken nach und wagt nicht mehr zu fragen, welche den anderen umtreiben. Aber dann gibt es auch die guten Abende, solche, wo wir uns über Stunden unterhalten und alle Themen erlaubt sind, nur Corona nicht. Wo wir matt, aber zufrieden eine Serie gucken oder sogar die Kraft aufbringen, mit Freunden Rotwein über Skype zu saufen. Gute Abende sind auch die, an denen ich nicht huste und normal Luft bekomme, und an schlechten Abenden fragt mich meine Freundin: Hustest du mehr als sonst? Was hast du?

Einmal, im März, als ich Fieber bekam und keine Luft und dazu erbrechen musste, bin ich ins Universitätsklinikum Eppendorf gefahren. Ich wollte mich in der Atemwegsambulanz testen zu lassen. Ich wurde desinfiziert, habe alle Formulare ausgefüllt und gewartet. Dann hat man mir gesagt, ich würde die Kriterien für den Test nicht erfüllen. Ich bin wieder fortgefahren. Ich habe schon verstanden, warum man mich nicht testet, und doch hat alles in mir geschrien: Das ist Irrsinn! Das Fieber verschwand nach zwei Tagen wieder. Vielleicht war es nur ein Schub meiner Krankheit, das passiert manchmal. Vielleicht hatte ich auch schon Corona und bin immun.

Man gewöhnt sich an alles, auch an die Angst. Ich gehe wieder aus dem Haus. Mein Vater hat sein Auto desinfiziert und vor unserer Haustür abgestellt, dabei haben wir uns unterhalten, ich oben am Fenster und er unten auf der Straße. Er hat geweint, und wie immer, wenn er weint, hat er getan, als bemerke er seine Tränen nicht. Als seien sie gar nicht da. Ich kann nun bei Tag in den Wald fahren, nach Niedersachsen meist, weil Schleswig-Holstein dicht ist. Ich fahre tief in den Tann, auf diesen unbefestigten Wegen, die dem Forstverkehr vorbehalten sind. Dann gehe ich spazieren und grüße Eichhörnchen und Spechte, wenn ich welche sehe. Meistens merke ich schon auf der Fahrt, auf Höhe des

Elbtunnels etwa, wie in mir ein ganz groteskes Gefühl von Freiheit aufsteigt, das ich fast nicht mehr kenne. Ein Gefühl, das im Bauch beginnt mit einem Kribbeln und in mir konserviert ist wie ein Artefakt in einem Museum.

Bei Nacht gehe ich wieder joggen. Ich binde mir die Schutzmaske um, stecke den Inhalator ein und laufe los. Vergangene Woche bin ich eine Stunde gejoggt, ohne einem Menschen zu begegnen. Am Augustinum in Övelgönne habe ich gestoppt, mein Atem flach in der Luft. Ich bin Ertüchtigung ja nicht mehr gewöhnt. Wie ich innehielt im Schein einer Laterne und an der Seniorenresidenz emporblickte, sah ich, dass in allen Zimmern das Licht gelöscht war, bloß in einem nicht. In der vorletzten Etage unter der Kuppel stand ein alter Mann am Fenster und rauchte in die Nacht. Ich habe das als große Widerstandsgeste verstanden und möchte auch glauben, dass er es so gemeint hat. Von einer alten Recherche weiß ich, dass das Rauchen dort untersagt ist, dazu gehörte der Mann seines Alters wegen zur Risikogruppe, gewiss hatte er Vorerkrankungen und dann schien noch die Nachtruhe zu existieren, der die anderen Bewohner Folge leisteten. Dieser Mann rauchte gegen die Verbote, die Vernunft und die ganze Pandemie an. Ich winkte ihm und auch er hob seine Hand lose zum Gruß. Das hat mich sehr getröstet und beflügelt, heim lief ich schneller als je zuvor.

Die Angst ist jetzt, in der sechsten Woche der Isolation, fast weg. Also weg eigentlich nicht, aber versteckt, ganz hinten im Kopf. Sie wartet darauf, dass ich die *tagesschau* einschalte oder einen Corona-Liveticker aufrufe. Aber ich informiere mich schon lange nicht mehr. Ich distanzieren mich sozial und von den Push-News und Podcasts und Ländervergleichen, den Infizierten- und Totenzahlen. Manchmal sehe ich die Kurve noch auf dem Handy meiner Freundin. Ich stelle mir vor, wie es die Kurve meiner Laune ist, wenn Corona vorbeigeht. Wann wird das sein? In einem Monat, einem Jahr oder zweien? Die Schriftstellerin Eva Menasse hat gesagt, dass das für den Menschen am schlimmsten sei. Warten ohne zu wissen, wie lange man warten muss. Deshalb wiesen Haltestellen die Minuten bis zur nächsten Tram aus, deshalb gebe es Ampeln, die uns die Sekunden zählen, bis sie grün werden. Hier wenigstens bin ich als Risikopatient im Vorteil. Ich weiß, wie lange mein Eingesperrtsein andauern muss, um ganz sicher zu sein: bis die Medizin einen Impfstoff freigibt. Ich weiß bloß nicht, ob ich dann noch bei Sinnen bin. Wie wir unsere Tochter aus der Kita halten sollen. Wie meine Freundin ihren Job behalten kann. Woher das Geld kommt und woher der Mut, jeden Tag aufs Neue zu beginnen, in der sicheren Erwartung, dass er sein wird wie der gestrige und der, der ihm nachfolgt.

Aber falls wir wirklich durchhalten und Corona eines Tages ein Spuk ist, der nur noch durch die Jahresrückblicke wabert, wird es sich anfühlen, als hätte ich überlebt, selbst wenn ich das Virus nie gehabt haben sollte. Ich könnte mir vorstellen, dass viele Hochrisikopatienten so fühlen. Das ist nur eine Vermutung. Wir Lungenkranken werden dann noch immer lungenkrank sein, aber vielleicht wird das nicht mehr so schwer wiegen wie vorher. Man kann auch aufatmen, wenn man husten muss.

